

## PDF hosted at the Radboud Repository of the Radboud University Nijmegen

The following full text is a publisher's version.

For additional information about this publication click this link.

<http://hdl.handle.net/2066/98587>

Please be advised that this information was generated on 2019-03-25 and may be subject to change.

Paul Sars

### Asymmetrische Grenzen: „... Schmerz, der die Länder verbrüdet ...“\*

„durch sie hindurch, nicht über sie hinweg“  
(Paul Celan)

Den kleinen Titanen, Raphael und Erin

#### *Einführung: Empathie!*

„...ein und dasselbe erscheint nicht in gleicher Weise den Liebenden und den Hassenden.“ So lehrt Aristoteles in seiner *Rhetorik*.<sup>1</sup> Er meint, daß Affekte schon in der Wahrnehmung und in unserer Urteilskraft mit einbezogen sind. Diese Affekte sind bedeutungsträchtig und sinnvoll. Wer einen Sachverhalt verstehen will, darf den Stimmungen also nicht ausweichen, sondern muß den Sachverhalt durch die Sprache der Affekte und der kulturellen Eigenheiten hindurch aufdecken. Die dazu erforderliche Empathie gehört mit zum Prozeß des Verstehens.

Mit diesen Einsichten ist Aristoteles' *Rhetorik* nicht nur ein Lehrbuch für den Redner, sondern auch ein methodisches Werk für denjenigen, der zwischenmenschliche und (inter)kulturelle Bedeutungen erforscht. Martin Heidegger bezeichnet die *Rhetorik* in *Sein und Zeit* denn auch als die „erste systematische Hermeneutik der Alltäglichkeit des Miteinanderseins.“<sup>2</sup> Alsdann reiht Heidegger die *Rhetorik* in die verstehenden Wissenschaften ein. Es sind die von Deutschen wie Schleiermacher, Dilthey und Husserl geprägten Methoden, die das selbstverständliche Gespräch der Deutschen mit der Antike ermöglichen und weiterführen. Sprach- und Kulturwissenschaft impliziert

\* Bei dem Text handelt es sich um die Antrittsvorlesung, die ich am 15. Dezember 2004 als Professor für deutsche Sprache und Kultur, insbesondere Deutschland-Studien, an der Radboud Universiteit Nijmegen im Concertgebouw De Vereeniging in Nimwegen gehalten habe. Der Vortragsstil wurde für den Druck beibehalten. Für sprachliche und redaktionelle Hinweise bedanke ich mich bei Henk Willems, Drs. Willem Hooglugt, Drs. Ellen Venderbosch, Han Beijersbergen, Drs. Marianne Waldecker, Prof. Dr. Hermann Häring und Drs. Laurent Sprooten.

<sup>1</sup> ARISTOTELES, *Rhetorik* 1377 b2.

<sup>2</sup> M. HEIDEGGER, *Sein und Zeit* (1927), hier zitiert nach der 15. Auflage Tübingen 1984, S. 138.

dann immer Hermeneutik – das heißt: das Handwerk des Verstehens und der Auslegung!

Für unser Thema – deutsche Sprache und Kultur, insbesondere Deutschland-Studien – sind diese hermeneutischen Einsichten von Belang. Wir lernen, daß es nicht darum geht, sich aus der Sache herauszuhalten, sondern um einen systematisch verfolgbaren Einstieg in bereits wirkende Beziehungen, und zwar so, daß man verstehen und auslegen kann, was da vor sich geht.

Immerhin, wenn in den Niederlanden von Deutschland die Rede ist, wissen alle genauestens Bescheid. Sind die Deutschen doch unsere einzigen richtigen Nachbarn. Im Westen trennt uns Deichbauern die Nordsee vom uneuropäischen England. Im Süden schmiegt Flandern uns durch die Sprache an Belgien. Da bleibt uns nur die Grenze zu Deutschland, die uns trennt und verbindet. Wie derselbe Aristoteles aber in seiner *Physik* lehrt, gibt es die Grenze selbst nicht, nur ein Diesseits oder Jenseits der Grenze.<sup>3</sup> Auch ein Niemandsland ist, je nach dem Blickwinkel, mit Bedeutungen belegt. Man muß sich also die eigene Perspektive vor Augen führen. Gestatten Sie mir ein persönliches Wort, damit Sie verstehen, wo meine Sicht herrührt.

### *Eine persönliche Perspektive*

Etwa sieben Kilometer von der deutschen Grenze entfernt bin ich aufgewachsen, am Rande von Roermond, wo ich vom ersten Lebenstag an am Heinsbergerweg gewohnt habe. Dieser Weg führt tatsächlich, an einigen Dörfern entlang, in die deutsche Stadt Heinsberg. Aber ich bin in meinem Leben noch nie in Heinsberg gewesen. Zwar fuhren wir mit den Rädern in der Gegend herum, aber die Ausflüge brachten uns immer bis zum sogenannten Meinweg, das heißt an den unechten, den Scheinweg, weil er auf die deutsche Grenze stieß. Nur Anwohner durften dort weitergehen. Entgegen der geläufigen Auffassung der westlichen Holländer, daß es in den Grenzregionen keine Schranken gibt, kann ich sagen, daß es die Grenze faktisch gab ... und noch immer gibt, wenn sie auch – als Schranke – unsichtbar geworden ist.

Es gab die Grenze, gewiß, aber es gab auch die Sprache. Und es kam nun die Sprache über die Grenze. Ich glaube wirklich, als Kind bereits, bestimmte deutsche Worte vernommen zu haben. „Kennst du das Land“<sup>4</sup> hörte ich und „Weh mir, wo nehm ich, wenn es Winter ist, die Blumen“.<sup>5</sup> Im deutschen Fernsehen sahen wir Filme mit Heinz Rühmann und Theo Lingen, sahen die Sportschau und Bonanza. Es ist daher verständlich, aber unrichtig, zu sagen, Limburgisch und Deutsch wäre einerlei. Dazu ist, trotz Verwandtschaft, der Unterschied zu groß. Limburgisch empfinde ich außerdem als Muttersprache,

<sup>3</sup> ARISTOTELES, *Physik*, besonders Buch IV, in dem die Begriffe des Bestimmten und Unbestimmten im Sinne von *peras* und *apeiron* herausgearbeitet werden.

<sup>4</sup> J.W. GOETHE, *Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn* aus dem Gedicht *Mignon* (entstanden in Weimar 1775–1786).

<sup>5</sup> F. HÖLDERLIN, *Weh mir, wo nehm ich, wenn / Es Winter ist, die Blumen* aus dem Gedicht *Hälfte des Lebens* (entstanden 1799–1803).

zumal ich in diesem Dialekt noch immer den inneren Monolog führe oder Kopfrechnungen mache. Denn ‚richtig Niederländisch‘ lernten wir erst in der Schule und in der Kirche, mit den Gesängen von Michel van der Plas und Huub Oosterhuis.

Wie dem auch sei, es gab zwar die Grenze, aber es kam die Sprache über die Grenze, und mit der Sprache kam die deutsche Kultur. Dann auch kamen die Menschen. Nette Leute, wie im Fernsehen, die immer am Sonntag vorbeifuhren in ihren großen Autos, und sich nach dem Weg erkundigten. Wir Kinder drängten uns vor, damit wir befragt wurden und antworten durften.

### *Ein Deutschlandbild in der Öffentlichkeit*

Persönliche Erfahrungen kontrastieren oftmals mit den Vorstellungen, die ‚man‘ dem Holländer und dem Deutschen als Bild des Andern zuspricht. In der Öffentlichkeit herrschen manchmal ungünstige Bilder vor, auch wenn sie über harmlose Symbole ablaufen, wie etwa der Deutsche Michel, mit Zipfelmütze und Lederhose, oder unsere Frau Antje, mit Holzschuhen vor der Mühle. In der Zeichnung von Heiko Sakurai vom Jahre 1998 zum Beispiel malt Frau Antje sich selber den Deutschen aus. Sogar in diesem Ottonormalverbraucher erkennt sie noch immer den alten Kameraden.

Wer meint, es gebe diese Fremd- und Feindbilder erst seit dem Zweiten Weltkrieg, der irrt. Bereits seit dem 17. Jahrhundert, mit der Herausbildung der modernen Staaten, entwickelt sich das Bedürfnis nach einer nationalen Identität, mit einem dazugehörigen Selbst- und Fremdbild, wie Horst Lademacher und Bernd Müller dokumentieren.<sup>6</sup> Die ursprüngliche Verwandtschaft rückt in den Hintergrund und Eigenarten bekommen einen höheren Stellenwert. Noch im 16. Jahrhundert bezeichnen die Niederländer die eigene Sprache als ‚Duytsch‘ und später als ‚Nederduytsch‘, wie es sich gehalten hat in der Nationalhymne: „ben ick van Duytschen bloet.“<sup>7</sup> Auch Luther schreibt 1545, er bediente sich „der gemei-



„Und? Wird's ähnlich?“

<sup>6</sup> H. LADEMACHER, *Zwei ungleiche Nachbarn. Wege und Wandlungen der deutsch-niederländischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert*, Darmstadt 1989; B. MÜLLER, *Stille Tage im Klischee. Sinn, Unsinn und Entwicklung niederländischer Deutschlandbilder*, in: DERS./F. WIELINGA (Hrsg.), *Kannitverstan? Deutschlandbilder aus den Niederlanden*, Münster 1995, S. 15–29.

<sup>7</sup> Eine ausführliche Beschreibung dieser Zusammenhänge gibt G. VAN GEMERT in: *Abgrenzungen – Annäherungen. Zum niederländischen Deutschlandbild in Literatur und Leben*, in: DERS./D. GEUENICH (Hrsg.), *Gegenseitigkeiten. Deutsch-niederländische Wechselbeziehungen von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, Essen 2003, S. 9–37.

nen deutschen Sprache“, damit ihn die Ober- und die Niederländer verstehen können.<sup>8</sup>

Nicoline van der Sijs hat neulich nachgewiesen, daß nicht sosehr die niederländische Bibelübersetzung, die sogenannte ‚Statenvertaling‘, sondern vor allem die jahrhundertelange Anwesenheit von Deutschsprachigen (Studenten, Kaufleuten oder Tagelöhnern) die niederländische Standardsprache geprägt hat.<sup>9</sup> Ausschlaggebend dabei war, daß die Deutschen und deren Sprache hierzulande nicht als fremd gewirkt haben, wodurch eine Anlehnung an die deutsche Grammatik fast selbstverständlich war. Trotzdem, seit dem 17. Jahrhundert entwickelt sich ein Wechselspiel von Abgrenzungen und Annäherungen. Zunächst haben die Niederlande die wirtschaftliche und kulturelle Vormachtstellung, und die deutschen Lande mit ihren Religionskriegen gelten als rückständig. Doch allmählich entsteht ein positives Deutschlandbild. Die Deutschen seien, wie es im ersten großen niederländischen Lexikon vom Jahre 1733 heißt, „fleißig, aufrichtig, tapfere Soldaten und standhaft in der Religion. Sie wüßten Musik zu schätzen, förderten die Wissenschaften und zeichneten sich durch große Gelehrsamkeit aus.“<sup>10</sup> Bemerkenswert ist, daß bestimmte Züge in diesem Deutschlandbild noch



immer Bestand haben. Aus der jüngsten Umfrage vom Herbst 2004 ergibt sich, daß die Deutschen gerade bei den Niederländern gut abschneiden als „fleissig“, „ernst“ und „wohlhabend“.<sup>11</sup> Auch Dik Linthout verzeichnet aufgrund jahrelanger Erfahrung im niederländischen Goethe-Institut in seinem Buch *Onbekende Buren* eine Entwicklung zum Positiven.<sup>12</sup> Wir wissen inzwischen jedoch, wie leicht sich die Wetterlage ändern kann. Erinnern wir uns zum Beispiel an die vor aller Welt sichtbare

Geste von Ronald Koeman. Nach dem Sieg der Niederländer über die deutsche Fußballmannschaft in Hamburg wischt sich Ronald Koeman im Juni 1988 mit dem Trikot von Olaf Thon den Hintern ab. Koeman hat sich zwar entschuldigt, und es wurde auf die Frustration über das verlorene Finale bei der Fußballweltmeisterschaft im Jahre 1974 hingewiesen, aber die Beleidigung

<sup>8</sup> Zitiert nach ebd., S. 13.

<sup>9</sup> N. VAN DER SIJS, *Taal als Menschenwerk. Het ontstaan van het ABN*, Amsterdam 2004.

<sup>10</sup> D. VAN HOOGRATEN/J. LODEWYK SCHUER, *Groot algemeen historisch, geographisch, genealogisch en oordeelkundig woordenboek*, Bd. 3, Amsterdam 1733, zitiert nach VAN GEMERT (wie Anm. 7), S. 18.

<sup>11</sup> Umfrage im Auftrag der Bundesregierung mit Bezug auf die Fußball-Europameisterschaft 2006 in der Bundesrepublik Deutschland. Zitiert nach Berichten in Zeitungen, wie u.a. *NRC Handelsblad* und *De Gelderlander* (beide vom 09.11.2004).

<sup>12</sup> D. LINTHOUT, *Onbekende burenen*, Amsterdam 2000 (5. Aufl. 2003), S. 30 ff. (deutsche Ausgabe: *Frau Antje und Herr Mustermann. Niederlande für Deutsche*, Berlin 2002).

war bereits unter die Haut gegangen. Das Bild findet sich übrigens noch heute auf Websites von Fußballfanatikern.<sup>13</sup>

Im Jahre 1993 ergab eine Clingendael-Umfrage, daß die Mehrheit der niederländischen Jugendlichen den Deutschen gegenüber eine negative Haltung einnahm. Mittels Assoziationen charakterisierte unsere Jugend die Deutschen mit Eigenschaften wie „Herrschaft“ und „Arroganz“.<sup>14</sup> Obwohl die Befragung kritisiert wurde und spätere Umfragen ein nuancierteres Bild von Deutschland und den Deutschen ergeben,<sup>15</sup> bleibt es erstaunlich, wie leicht Vorurteile übertragen werden und wie beharrlich sie sind. Auch in den Grenzregionen, wo persönliche Begegnungen und Nachbarschaft mit den schärfsten Vorurteilen aufräumen, bleiben kulturelle Unterschiede und damit verbundene Spannungen bestehen.<sup>16</sup> Die Entwicklung zum Positiven darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß in den Niederlanden zuweilen ein Deutschenhaß kultiviert wird. Eine Reaktion bleibt nicht aus. Im Februar 1994 berichtet Erich Wiedemann im *Spiegel* über das Ende der Toleranz in den Niederlanden. „Frau Antje in den Wechseljahren“ lautet die Überschrift,<sup>17</sup> und wir sehen ein als drogensüchtige Dirne karikiertes Käsemädchen.<sup>18</sup> Im Text heißt es, die Tulpen seien mit Dünger verseucht und die Rosen dufteten nach Maggi, weil die Biotechniker sich wohl im Gen vergriffen hätten. Die Bissigkeit im Ton dieses Hollandbildes – eine Katastrophe für die Züchter – gilt nicht den Blumen, sondern dem oftmals so öffentlich zur Schau getragenen niederländischen Deutschenhaß. Wiedemann erinnert an die Geste von Koeman und stellt fest, die Toleranz sei eine Fassade: Der lockere Holländer sei nicht mehr der freundliche Kaufmann, wenn einmal der Deutschenhaß aufkommt.

<sup>13</sup> Siehe z.B. die Internetseiten <http://darch.web-log.nl/log/665411> und <http://www.alles-ist-vorbei.de/>.

<sup>14</sup> Zur Clingendael-Umfrage von 1993 siehe L.B. JANSEN, *Bekend en onbemand. Het beeld van Duitsland en Duitsers onder jongeren van vijftien tot negentien jaar*, Den Haag 1993.

<sup>15</sup> Für andere Untersuchungen siehe T. BLANK/R. WIENGARN, *Spiegelbeeld van een Grenzregio. Onderzoeksproject over de nederlands-duitse verhoudingen in het Euregiogebied – Spiegelbild einer Grenzregion. Forschungsprojekt über die deutsch-niederländische Beziehungen im Euregiogebiet*, Westfälische Wilhelms Universität Münster, Institut für Soziologie 1994; H. DEKKER/T. OLDE DUBBELINK, *Duitsland-Beeld 1995. Onderzoek naar beelden en houdingen ten aanzien van EU-landen en -volkeren en Duitsland in het bijzonder van Nederlandse scholieren in 1995, Vakgroep politieke wetenschappen der Rijksuniversiteit Leiden 1995*; L. HELLER, „Burengerucht“. *Face to face omnibus onderzoek*, Leiden/Amsterdam 1995; H. DEKKER/R. ASPESLAGH/B. WINKEL, *Burenverdriet. Attituden ten aanzien van de lidstaten van de Europese Unie*, Den Haag 1997; J. VAN DER LOOS/K. STAMM, *Bliksemenquête Duitsland Plus*, Alkmaar 1997.

<sup>16</sup> Es gibt zahlreiche Untersuchungen zu Entwicklungen in den Grenzregionen, etwa in Bezug auf den Kauftourismus, das Wohnen jenseits der Grenze, Sportkontakte usw., die über die Dokumentationsstellen einzusehen sind. Sie bezeugen, daß es auch in den Grenzregionen, wo reger Austausch stattfindet, Spannungen geben kann.

<sup>17</sup> E. WIEDEMANN, *Frau Antje in den Wechseljahren*, in: *Der Spiegel* vom 28.02.1994, S. 172–184.

<sup>18</sup> Zeichnung von Sebastian Krüger, abgedruckt in: ebd., S. 174.

*Die Identitätskrise der Niederländer*

Interessant ist nun, daß die Intoleranz gegenüber den Deutschen mit einer Identitätskrise der Niederländer verbunden wird. Wiedemann schreibt, nicht ohne Überspitzung: „Die Niederländer leiden schrecklich daran, im Ausland so oft mit Deutschen verwechselt zu werden. Wahr ist ja auch: Sie sind ein bißchen größer, blonder und – die Amsterdamer ausgenommen – gründlicher und weniger trinkfest. Aber sonst sind sie den Deutschen so ähnlich wie der rechte Holzklumpen dem linken. Woraus Tiefenpsychologen den Verdacht herleiten, daß der holländische Deutschenhaß auch eine Art Selbsthaß ist.“<sup>19</sup>

Zur Erklärung des Deutschenhasses wird meistens auf die Besetzung zwischen 1940 und 1945 hingewiesen. Die Niederländer, die sich selbst immer als Freiheitskämpfer gegen Spanien verstanden und ihr Land als Heimat der religiösen Toleranz und somit als jahrhundertelange Freistätte für humanistische Gelehrte sahen, seien durch die Verletzung der Neutralität so zutiefst beleidigt, daß sie dies den Deutschen nie vergeben könnten. Guillaume van Gemert sieht in dieser Verletzung durch die deutsche Besetzung „die restlose Zerstörung des Mythos, den das niederländische Selbstbild sich geschaffen hatte.“<sup>20</sup> Nicht nur das Land wurde besetzt, auch das rückwärtsbezogene Selbstbild der Niederländer – die noch immer von ihrem Goldenen Zeitalter schwärmten – zerplatzte.



Es entstand ein Kollektivtrauma, das nun auch einen anderen Mechanismus auslöste. Anstatt sich der Realität zu stellen und sich neu auf die eigene Geschichte zu besinnen, fanden die Niederländer in der Nachkriegszeit – als die Unruhen in Indonesien sie an die eigene Vergangenheit zu erinnern drohten – ein neues Geschichtsmoment als Identifikationspunkt. Die Niederländer seien nunmehr dasjenige Volk, dessen Neutralität grob verletzt wurde: Sie gehörten mit zu den Opfern des Nationalsozialismus. Indem sie die deutsche Besetzung als Bruchstelle ihrer Geschichte bestimmen und über die Opferrolle – also aus dem Verhältnis zum Täter – eine Identität konstituieren, fehlt den

Niederländern das positive Selbstbewußtsein und folglich auch die reale Sicht auf die eigene und die deutsche Geschichte.

Wem diese Deutung allzu psychologisierend vorkommt, sollte folgende Tatsache beachten. In den niederländischen Schulbüchern der letzten Jahrzehnte wird, wie unter anderem Renate Loos nachweist, immer dann, wenn von Deutschland die Rede ist, dem Nationalsozialismus überproportional viel Aufmerksamkeit gewidmet, während andere Perioden einfach über-

<sup>19</sup> Ebd., S. 184.

<sup>20</sup> VAN GEMERT (wie Anm. 7), S. 26.

gangen werden. Und werden andere Epochen behandelt, dann oftmals in Bezug auf die Nazizeit, als deren Ursache oder Folge, wobei die Nazizeit also irgendwie immer zum Endpunkt der deutschen Geschichte wird.<sup>21</sup>

Aber wird für die Niederländer die deutsche Besetzung auf diese Weise nicht zwangsläufig zum Vorhang vor der eigenen Vergangenheit? Eine Opfer-Identität paßt vielleicht gut zum Selbstbild einer toleranten multikulturellen Gesellschaft, einer Freistätte für Flüchtlinge. Doch gerade in jüngster Vergangenheit – mit dem Mord an Theo van Gogh und den darauf folgenden Brandanschlägen in Moscheen, Schulen und Kirchen – ist jenes Bild der Niederlande fraglich geworden.

Anfang November 2004 war ich zehn Tage lang in Deutschland. Täglich gab es Kommentare zur Krise in den Niederlanden. Häufig zitiert wurde Paul Scheffer, der seine niederländische Regierung dazu aufruft, nicht länger an einer Kultur des Duldens festzuhalten.<sup>22</sup> Die deutschen Kommentare sprechen vom Mißlingen des Multi-Kulti-Experiments, und es heißt: „Immer deutlicher tritt zutage, was viele Niederländer, Regierung wie Medien in den vergangenen Jahren unter dem Deckmantel politischer Korrektheit versuchten, unter einer aus Toleranz und Liberalität dichtgewebten Decke zu verbergen. Neben der freundlichen, weltoffenen Gesellschaft bestehen mindestens eine, eigentlich sogar mehrere Parallelgesellschaften der Immigranten.“<sup>23</sup> Man findet bestätigt, was bereits vor Jahren aus deutscher Sicht gemeldet wurde: Die Laisser-Faire-Haltung im eigenen holländischen Polderland, die mit dem Zeigefinger des Schulmeisters gegenüber der ganzen Welt einherging, rückt das Verhältnis von Identität und Selbstbewußtsein der Niederländer jetzt in ein anderes Licht. Und wenn die These stimmt, daß das Verständnis der eigenen Identität mit zur Toleranzkompetenz beiträgt,<sup>24</sup> so kann man gut nachempfinden, weshalb die ehemals vielgerühmte Toleranz auch aus deutscher Sicht fragwürdig geworden ist.

In jenen Novembertagen zeigten sich die kulturellen Unterschiede zwischen beiden Ländern wieder scharf. Am 9. November feierten die Deutschen nämlich auch den 15. Jahrestag ihrer ersten und einzig gelungenen Revolution gegen die unterdrückende Macht – so bezeichnete der ehemalige Minister Genscher den Fall der Mauer.<sup>25</sup> An jenem Tag der Wiedervereini-

<sup>21</sup> R. LOOS, *Der Nachbar Deutschland in niederländischen Schulgeschichtsbüchern seit 1945: Gratwanderung zwischen Toleranz und Intoleranz*, in: H. LADEMACHER/R. LOOS/S. GROENVELD (Hrsg.), *Ablehnung – Duldung – Anerkennung. Toleranz in den Niederlanden und in Deutschland. Ein historischer und aktueller Vergleich*, Münster 2004, S. 776–780. LOOS verweist in ihrem Aufsatz auch auf frühere Untersuchungen zu diesem Thema, die ähnliche Ergebnisse bezeugen (ebd., S. 780, Anm. 26).

<sup>22</sup> P. SCHEFFER veröffentlichte am 9. November 2004 im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* den Artikel *Das Schweigen der Muslime. Letzte Chance: Die Toleranz in den Niederlanden nach dem Mord an Theo van Gogh*. Auch aus seinen Beiträgen in niederländischen Zeitungen wurde SCHEFFER an mehreren Stellen zitiert.

<sup>23</sup> J. KANTER, *Kampf der Kulturen*, in: *Die Welt* vom 09.11.2004, S. 3.

<sup>24</sup> Vgl. K.P. FRITZSCHE, *Toleranz im Umbruch – über die Schwierigkeit, tolerant zu sein*, in: A. WIERLACHER (Hrsg.), *Kulturthema Toleranz*, München 1996, S. 35.

<sup>25</sup> H.-D. GENSCHER, zitiert nach einem Interview im deutschen Fernsehen, in: *Frankfur-*



gung wurde auch nach der deutschen Identität gefragt, nach dem Wohlgelingen der neuen nationalen, oftmals die deutsche Gesellschaft zerklüftenden Einheit. Aber dieses Thema wurde in anderer Weise angegangen. So kommentiert Mark Siemons in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, geschichtsphilosophisch sei der Fall der Mauer eine Befreiung, doch die Idee der Freiheit sei in 15 Jahren versickert. Zwar bringe die Wirtschaft auch in den neuen Bundesländern genügend Konsum, doch das sei nicht mehr der Ausdruck der Freiheit und Selbstbestimmung, sondern der Abhängigkeit und der Lethargie. Fazit: „So scheint die gesamtdeutsche Gesellschaft kein gemeinsames Projekt zu haben, das ihren Freiheitsbegriff mit Inhalt und Emotion füllen könnte. Die Ziele erschöpfen sich darin, daß alles nach Möglichkeit so bleibt, wie es ist. Kein Wunder, daß die Bewältigung der gegenwärtigen ökonomischen Schwierigkeiten zäh und schleppend verläuft. Die Ziellosigkeit, die die andere Seite des mangelnden Selbstbewußtseins ist, taucht alles in ein trübes Licht.“<sup>26</sup>

Anders gesagt: Dem Deutschen fehlt die gemeinsame Aufgabe am Aufbau der Gesellschaft, wo der Holländer es vom Staat her geregelt haben will. Es zeigt sich die grundverschiedene Art und Weise des Agierens und Reagierens. Man mag es nennen wie man will – die deutsche reflexive Wesensart oder der niederländische Zeigefinger, deutsche Innerlichkeit oder holländische Weltoffenheit, deutscher Geist oder niederländisches Laisser-Faire, – Tatsache bleibt, daß sich eine für das individuelle und gesellschaftliche Leben bedeutsame Divergenz zeigt. Sie hat das Verhältnis zwischen beiden Ländern mitgeprägt, das Selbstbild und das Fremdbild, auf beiden Seiten.<sup>27</sup> Denn eben weil der Deutsche zum reflexiven Gelehrten wird, kann der Holländer der pragmatische Kaufmann sein.

### *Dichter und Denker*

Deutsche Innerlichkeit und Reflexivität kulminieren für den Niederländer im Bild der Deutschen als dem Volk der Dichter und Denker. Diese Vorstellung ist in den Niederlanden sowohl mit blinder Bewunderung als mit abschätzigem Unverständnis umgeben, doch oft auch mit Unkenntnis. Deshalb werde ich darauf eingehen, eingeleitet mit einem Zitat von Jan Rudolf Thorbecke, dem niederländischen Staatsmann, der unser Grundgesetz vom Jahre 1848 schrieb. Thorbecke kannte die Deutschen. Er war mit einer Deutschen verheiratet und erhielt seine Bildung an deutschen Universitäten.

Thorbecke schreibt im Jahre 1837: „Wir sind Niederländer, wir sind keine Deutschen. Wir erkennen jedoch die Verwandtschaft von Geist und Blut an

*ter Allgemeine Zeitung* vom 09.11.2004, S. 33.

<sup>26</sup> M. SIEMONS, *Wir Unfreien: Wie die Deutschen ihre Souveränität verspielt haben*, in: ebd.

<sup>27</sup> Zum Selbst-, Fremd- und Feindbild in den deutsch-niederländischen Beziehungen siehe H. LADEMACHER, *Thema und Perspektive grenzüberschreitender Kooperation in der deutsch-niederländischen und deutsch-belgischen Forschung*, in: U.A.J. BECHER (Hrsg.), *Grenzen und Ambivalenzen. Analysen zum Deutschlandbild in den Niederlanden und in niederländischen Schulbüchern*, Frankfurt a.M. 1996, S. 17 ff.

und rühmen uns derselben. [...] Während in Deutschland eine abstrakte, subjektiv reflektierende Arbeitsamkeit als Selbstzweck erscheint, welche sich mit der Welt, die sie erschafft, abfinden kann, sehen wir uns hingegen, auf Grund unseres natürlichen, sittlichen und staatsrechtlichen Systems, immer unter dem Einfluß des Sinnlichen, Äußeren, Objektiven von Gesellschaft und Praxis.“<sup>28</sup>

Es gibt Verwandtschaft, aber wo der Niederländer realistisch, praktisch und pragmatisch bleibt, ist der Deutsche auf seine Innerlichkeit gerichtet, auf philosophische Reflexionen, die eine selbsterschaffene Welt für sich bilden. Thorbecke denkt dabei an die von ihm geschätzten deutschen Denker wie Kant, Fichte, Schelling und Hegel, von denen fundamentale Fragen nach dem Verhältnis zwischen Gott, Mensch und Welt gestellt wurden, Fragen nach den Grundlinien des Rechts, nach den Grundlagen der Religion. Dem gemeinen kalvinistischen holländischen Bürger waren diese Denker suspekt, näherten sie sich doch zu sehr der Heiligen Schrift, weshalb sie in einer bedeutenden niederländischen Zeitschrift als „Saat [...] des Unglaubens und der Unterminierung aller Religion“<sup>29</sup> abqualifiziert wurden. In Bezug auf Fichte und Schelling konnte man erleichtert aufatmen: „Solche Philosophen haben wir, Gott sei es Dank! [...] nicht einen einzigen.“<sup>30</sup> Faktisch wurde Kant und Hegel, Nietzsche und Heidegger in bestimmten Kreisen in den Niederlanden zwar Aufmerksamkeit gewidmet, durchweg wurden sie jedoch als abstrakt und zwielichtig angesehen. In den Niederlanden geht das Geschäft vor und werden Lebensfragen vor allem praktisch bzw. unter Hinweis auf das Wort Gottes beantwortet.

Deutschland hat eine andere Werdungsgeschichte. Einvernehmlich gingen Dichter und Denker auf die Suche nach der eigenen Identität und schufen damit Gemeinsinn, lange bevor es die Möglichkeit der Identifikation mit einem von Reichsgrenzen umgebenen Land gab. Sie verbreiteten bereits eine Kultur von Gedichten und Gedanken zwischen Wien und Berlin und leisteten somit dem Gemeinsinn und der Einheitssprache Vorschub, als es den Nationalstaat Deutschland noch nicht einmal gab. Was wir jetzt in etwa als den deutschsprachigen Raum betrachten, war jahrhundertlang eine Flickendecke aus Hunderten von souveränen Städten, Fürstentümern und bischöfli-

<sup>28</sup> J.R. THORBECKE, *Onze betrekking tot Duitsland* (1837), abgedruckt in: DERS., *Historische schetsen*, Den Haag 1872<sup>2</sup>, S. 20 f., zitiert nach G. VAN GEMERT, *Problematische Nähe. Niederländisch-deutsche Konflikte nationaler Identität im 20. Jahrhundert*, in: M. BRAUN/B. LEHMANN (Hrsg.), *Begegnung mit dem Nachbarn*, Bd. 2: *Niederländische Gegenwartsliteratur*, Sankt Augustin 2003, S. 34 f.

<sup>29</sup> „Het moge waarheid zijn, [...] dat in de leer van Kant, en nog meer in die van Fichte, de zaden schuilen van ongeloof en ondermijning van allen Godsdienst, het is echter niet minder zeker, dat hunne wijsbegeerte van eenen anderen kant het Mysticismus begunstigde.“ Aus: *Vaderlandsche Letter-Oefeningen*, Bd. 1, Amsterdam 1820, S. 232 f., zitiert nach VAN GEMERT (wie Anm. 7), S. 21.

<sup>30</sup> „De Duitschers verwonderen zich dikwijls, dat wij slechts weinig Wijsgeeren hebben. Zulke Wijsgeeren, als wij hier beschouwd hebben, bezitten wij, God dank! zoo ver ik weet niet een' enkelen.“ Zitiert aus: *Vaderlandsche Letter-Oefeningen*, Bd. 2, Amsterdam 1827, S. 82 f., zitiert nach VAN GEMERT (wie Anm. 7), S. 21 f.

chen Domänen. Über diese aus dem höfischen Mittelalter ererbte Gesellschaft regierte der Fürst, und unterhalb seiner Herrschaft entfaltete sich eine akribisch eingerichtete Pyramide von Adligen, Ministerialen, Herzögen und Soldaten. In dieser bunten Palette von autonomen Gebieten, in denen sich kaum ein politisches Leben herausbilden konnte, waren es die Dichter und Denker, die über die Grenzen der Herzogtümer hinweg zueinanderfanden. Wissenschaftler und Mystiker konnten sich nicht immer der Vormundschaft durch die feudalen und klerikalen Strukturen entziehen, aber die Schauspiele Lessings und die Gedichte von Goethe wurden durch die Theater und Salons über den gesamten deutschsprachigen Raum verbreitet. Sprache und Kultur strömten über die Grenzen und erweckten den Sinn für Einheit und Zusammenhang. Ohne von Politikern oder Beamten daran gehindert zu werden, paarte man den Erneuerungsdrang mit der Suche nach authentischen Wurzeln einer eigenen ‚deutschen Kultur‘, unter anderem auch als Gegenstück zu der antiquierten höfischen Kultur der Unterordnung, welche mit dem Adel und seiner affektierten französischen ‚civilisation‘ assoziiert wurde! Dichter und Denker erschufen eine ‚deutsche Kultur‘; es dauerte jedoch über 150 Jahre, ehe das neue Wort ‚Kultur‘ um 1870 endlich in den Wörterbüchern erschien.

Es waren Jahre der Revolution. Der junge Goethe, aufgewachsen mit den feinen Holzschnitten der Barocklyrik, erregte immer wieder Aufsehen, beispielsweise als er auf einmal in ‚freien Rhythmen‘ schrieb. Stellen Sie sich das einmal vor: ein Gedicht, das weder Reimzeilen, noch ein festes Metrum aufweist, dessen Rhythmus sich jedoch nach dem Inhalt richtet. Ein Gedicht ohne Zwangsjacke, das in der Klangfarbe dem Affekt folgt. Diese Lyrik, in der Goethe überdies noch zur Revolte aufruft, muß sich den damaligen Zuhörern wie punk oder heavy metal angehört haben. Man war entsetzt; die Sprache war auf immer verändert. Auch als Goethe in späteren Jahren wieder formfeste Sonette und Elegien schrieb, hielt diese Dynamik an. Denn diese kulturelle Revolte konnte nicht unabhängig von dem Ehrgeiz gesehen werden, die neue Gemeinschaft konkret zu gestalten. Goethe war nicht unpolitisch, er war ja Jurist und für einige Zeit sogar Minister. Aber vom relativ sicheren Weimar aus, einem 30 Quadratkilometer großen und 80.000 Seelen zählenden Herzogtum, erkannte er, daß das Erzwingen eines Nationalstaates aus den zahllosen Kleinststaaten den sovielten Krieg erfordern würde.

Was das angeht, verehrte Goethe Napoleon, der – anfangs ohne Blutvergießen – Einheit und Gemeinschaft zu festigen wußte. Napoleon trat ja, wie Peter Sloterdijk es so bildhaft beschreibt, am 9. November 1799 – also zehn Jahre nach der Französischen Revolution – einfach vor den Staatsrat und sagte: „Wir haben den Roman der Revolution beendet [...]. Heute einen anderen Weg einzuschlagen hieße zu philosophieren und nicht zu regieren.“<sup>31</sup> Diese Proklamation bedeutete das Ende der politischen Revolution und den Anfang der neuen Ordnung. Sloterdijk zufolge bezweckte Fichte mit seinen *Reden an die deutsche Nation* Vergleichbares, nun aber in umgekehrte Richtung. 1807 ruft Fichte vor einer Berliner Zuhörerschaft mit rhetorischem

<sup>31</sup> P. SLOTERDIJK, *Der starke Grund, zusammen zu sein. Erinnerungen an die Erfindung des Volkes*, Frankfurt a.M. 1998<sup>2</sup>, S. 14.

Gefühl eine ‚Deutsche Nation‘ aus. Er hält dem Publikum vor, daß die Bürger nunmehr selbst Verantwortung übernehmen müssen in der Erkenntnis, daß auch das Seelenheil der gestorbenen und noch ungeborenen Deutschen in ihrer Hand liegt. Mit dieser sprachlichen Proklamation einer deutschen Nation förderte Fichte nach Sloterdijk den Gemeinsinn,<sup>32</sup> und somit war als Konsequenz des Ehrgeizes, eine deutsche Kultur zu erschaffen, auch die politische Idee geboren: eine neue deutsche Kultur mit einem eigenen Staat.

Man war ehrgeizig, aber auch realistisch, und man sah ein, daß eine politische Revolution unmöglich war. Schiller, Mediziner und bereits in jungem Alter als Dichter gefeiert, mußte seiner Heimat entfliehen, da ihm vom Fürsten ein Schreibverbot auferlegt wurde. Erst zehn Jahre später konnte er seine Familie wieder besuchen. Und Hölderlin, der zusammen mit Hegel und Schelling Philosophie studierte und mit ihnen ein grundlegendes ‚Systemprogramm‘ für eine deutsche Philosophie erstellte,<sup>33</sup> war ebensowenig unpolitisch. Nur mit Mühe konnte er seiner Verhaftung entgehen, als einige Revolutionäre, zu denen er Kontakt hatte, festgenommen wurden. Dennoch, diese neue Kultur mußte kommen, mußte sich aus dem eigenen Geist heraus entfalten und überdies das Gespräch mit der ‚erhabenen Kultur‘, den großen Traditionen anknüpfen können. Goethe hatte Italien im Sinn, Hölderlin Griechenland. „Wir träumen von Bildung“, sinniert Hölderlin in einer seiner Betrachtungen: „Wir träumen von Bildung und haben gar keine, sie ist angenommen.“<sup>34</sup> Die eigene Bildung ist noch entlehnt, man zitiert die Klassiker. Aber die neue ‚Bildung‘ muß mehr sein als ein Abguß der verehrten griechischen Kultur, welche die Schicksale des Menschen und die Geschichte der Gemeinschaft so klar wiederspiegelt. Die ‚deutsche Kultur‘ muß das Gespräch mit der antiken Zivilisation anknüpfen können. Aus diesem Grunde studiert Hölderlin intensiv die Bauzeichnungen der griechischen Lyrik als Vorstudie für die eigenen Gedichte, damit irgendwann in der deutschen Sprache der Geist der eigenen Gemeinschaft zum Erklingen kommen möge. In Hölderlins Oden, Hymnen und Elegien, insbesondere jedoch in seinen späten Improvisationen wird hörbar, wie durch das Gespräch mit den griechischen Dichtern und Denkern bis dahin unbekannte Melodien und Intervalle in der deutschen Sprache erweckt werden.

Was Hölderlin ‚Innigkeit‘ nennt – den Zusammenhang in unserer Lebenswelt, die Menschen verbindende Kraft<sup>35</sup> –, soll nun hörbar werden,

<sup>32</sup> Ebd., S. 31–40. J.G. FICHTE, *Reden an die deutsche Nation*, Ausgabe Köln 1968.

<sup>33</sup> Gemeint ist *Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus* (datiert auf 1796/1797, Titel vom Herausgeber), ein Fragment gebliebener Entwurf, in dem man den Einfluß oder gar die Hand von sowohl Hegel als Hölderlin und Schelling zu erkennen meint. Der Text ist abgedruckt in: G.W.F. HEGEL, *Werke* (auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe), Bd. 1, Frankfurt a.M. 1971, S. 234–236. Ebenfalls in: F. HÖLDERLIN, *Sämtliche Werke und Briefe*, hrsg. von G. MIETH, München 1970 (3. Aufl. 1981), Bd. 1, S. 917–919.

<sup>34</sup> F. HÖLDERLIN, *Der Gesichtspunkt, aus dem wir das Altertum anzusehen haben* (Fragment, entstanden 1798–1799), zitiert nach: HÖLDERLIN (wie Anm. 33), Bd. 1, S. 845.

<sup>35</sup> Diese Deutung von Hölderlins ‚Innigkeit‘ geht auf M. HEIDEGGERS Interpretation in *Hölderlin und das Wesen der Dichtung* (München 1936) zurück, später auch aufgenom-

konkret in Gedichten über den Rhein, der eine Lebensader ist, oder über Heidelberg, die Stadt, in der die Gemeinschaft zu Hause ist. Im Gedicht *Andenken*<sup>36</sup> heißt es:

Nicht ist es gut,  
 Seellos von sterblichen  
 Gedanken zu sein. Doch gut  
 Ist ein Gespräch und zu sagen  
 Des Herzens Meinung, zu hören viel  
 Von Tagen der Lieb,  
 und Taten, welche geschehen.

Keine abstrakten Betrachtungen oder erhabenen Gedanken über den Tod, sondern ein beseeltes Gespräch, über Liebe, über große Ereignisse, mit der Sprache als bindender Kraft, die Innigkeit schafft. Denn obwohl Hölderlin in einem Brief an seine Mutter das Schreiben von Gedichten „dies unschuldigste aller Geschäfte“ nennt,<sup>37</sup> erkennt er doch gleichzeitig, daß die Sprache der mächtigste Besitz ist. In einem als Bruchstück erhaltenen Entwurf schreibt er: „Aber in Hütten wohnt der Mensch, und hüllet sich ins verschämte Gewand, denn inniger ist / achtsamer auch und daß er bewahre den Geist, wie die Priesterin die himmlische Flamme, dies ist sein Verstand. Und darum ist die Willkür ihm / und höhere Macht zu befehlen und zu vollbringen dem Götterähnlichen, und darum ist der Güter Gefährlichstes, die Sprache dem Menschen gegeben, damit er schaffend, zerstörend, und untergehend, und wiederkehrend zur ewiglebenden, zur Meisterin und Mutter, damit er zeuge, was er sei / geerbt zu haben, gelernt von ihr, ihr Göttlichstes, die allererhaltende Liebe.“<sup>38</sup>

Hölderlin ist auf der Suche nach ‚Innigkeit‘ und ‚Einigkeit‘, nach einer deutschen Gemeinschaft. Es gibt sie nicht. Es gibt keine ‚Heimat‘, es hat vielleicht nie eine gegeben. Aus seinen vielen Reisen hat er gelernt, daß der Mensch sich immer weniger zu Hause fühlt. Das Benennen des Zusammenhangs der Dinge in einem Gedicht, das Menschen zusammenführt und Gemeinschaft bewirkt, ist für Hölderlin deswegen nicht nur Ausdruck eines Verlangens, es deckt vielmehr auch die Situation des modernen Menschen auf: „Voll Verdienst, doch dichterisch wohnt der Mensch auf dieser Erde.“<sup>39</sup> Sehr verdienstvoll, in Landwirtschaft und Städtebau, aber in seinem Wesen als Dichter, auf der Suche nach ‚Innigkeit‘, sucht der Mensch auf Erden eine Unterkunft. ‚Innigkeit‘ treibt das Dichten und Denken an, gerade in einer dem Menschen immer fremder werdenden ‚Heimat‘, oder wenn für das Wohl eines Nationalstaates der sovielte Krieg ausgetragen wird.

men in *Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung*, Frankfurt a.M. 1951 (4. erw. Aufl. 1971), S. 33–48.

<sup>36</sup> F. HÖLDERLIN, *Andenken* (1803), zitiert nach: DERS. (wie Anm. 33), Bd. 1, S. 389.

<sup>37</sup> F. HÖLDERLIN, *An die Mutter* (Brief aus Homburg vom Januar 1799), abgedruckt in: ebd., Bd. 2, S. 801 ff.

<sup>38</sup> Zitiert nach HEIDEGGER (wie Anm. 35), S. 35.

<sup>39</sup> Zitiert nach ebd., S. 42.

Gegenüber dem von Helmut Plessner geschilderten Bild Deutschlands als der ‚verspäteten Nation‘,<sup>40</sup> des zu spät gegründeten deutschen Staates, kann man das der ‚verfrühten kulturellen Oikumene‘<sup>41</sup> stellen. Wenn man dann behauptet, daß die späte Staatsbildung unpolitische Bürger hervorgebracht hat, die zwar Kultur und Reflexivität, aber keine Widerstandskraft gegen kriegerische Führer wie Hitler entwickelt haben, so darf die politische Naivität nicht den Dichtern und Denkern angerechnet werden. Diese waren ja nicht unpolitisch, und darüber hinaus hat, wie der Denker Hans-Georg Gadamer behauptet, jeder Bürger jederzeit die Pflicht, politische Verantwortung zu tragen: „Die Imperative der Klugheit sind an jeden Menschen gestellt.“<sup>42</sup> Dieser Imperativ der Pflicht zur Klugheit bleibt bestehen, auch für die Kavalleriesoldaten, die 1914 tatsächlich mit Hölderlins Gedichten im Rucksack in den Krieg gesandt werden. Auf diese Weise wird bestätigt, wie gefährlich die Sprache sein kann, wie gerade diejenigen, die zur Zeit Kaiser Wilhelms einen Nationalstaat aus dem Boden stampfen wollten, sich aus Hölderlins Worten Parolen für falsche Zwecke zurecht machten. Für sie war die kulturelle und philosophische Revolution vorbei; sie wollten regieren und herrschen.

*Die Sprache ging zurück durch die Finsternis hindurch*

Zwei Weltkriege zogen vorüber. 1947 beschreibt Heidegger in seinem Brief *Über den Humanismus*, wie der Mensch von seiner Welt verfremdet und heimatlos wird: „Die Heimatlosigkeit wird ein Weltschicksal.“<sup>43</sup> Er nimmt Bezug auf Hölderlin und Nietzsche, er hätte jedoch auch – wenn er es gewußt hätte – Paul Celan nennen können. Dieser war laut eigener Aussage

<sup>40</sup> H. PLESSNER, *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit des bürgerlichen Geistes*, Frankfurt a.M. 1994 (ursprünglich 1959, doch hervorgegangen aus Vorträgen, die Plessner im Winter 1934 und 1935 an der Universität Groningen gehalten hat).

<sup>41</sup> Der Begriff einer ‚kulturellen Ökumene‘ wurde einem Beitrag in der *Süddeutschen Zeitung* entlehnt: T. STEINFELD, *Rein ist nur, was nicht mehr wächst*, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 18.10.2004, S. 18.

<sup>42</sup> H.-G. GADAMER, *Über die politische Inkompetenz der Philosophie*, in: *Sinn und Form. Beiträge zur Literatur*, Heft 1/1993, S. 5–12. Gadamer macht diese Bemerkung gerade im Hinblick auf die 1947 von Jean Beaufret an Martin Heidegger gestellte Frage, wann dieser eine Ethik schreibe. Da es nach Gadamer keine konsiliatorische Ethik geben kann, enthält die Frage wohl die Aufforderung, Heidegger müsse in der bedrohlichen (sozialpolitischen) Situation der Nachkriegszeit helfen können. Dem entgegnet Gadamer mit den Worten: „Es ist wahrlich nicht die spezifische Aufgabe der Philosophie, die damit Heidegger gestellt wurde. Die Imperative der Klugheit sind an jeden Menschen gestellt. Das ist etwas, was in Deutschland fehlte. Es war ein Land, das keine Revolution und keinen Sturz von Autoritäten gekannt hatte und Unterordnung gewohnt war. So wurde unsere politische Unreife uns zum nationalen Verhängnis.“ (ebd., S. 11).

<sup>43</sup> M. HEIDEGGER, *Über den Humanismus* (ursprünglich als Brief an Jean Beaufret, als Antwort auf dessen Fragen; Erstausgabe Bern 1947), in: DERS., *Wegmarken* (= Bd. 9 der Gesamtausgabe), Frankfurt a.M. 1976, S. 331.

„zeltlos auch in diesem bisher ungeahnten Sinne“,<sup>44</sup> als er 1947 als jüdischer Flüchtling, seiner Verwandten beraubt, Gedichte zu schreiben versuchte, um wieder zur Welt und zu persönlichen Beziehungen zurückfinden zu können, wie in seinen Briefen an Diet Kloos zu lesen ist.<sup>45</sup> Seine Gedichte schreibt er wohlbewußt in deutscher Sprache, in der Sprache seiner Eltern also, die gleichzeitig die Sprache ihrer Mörder ist. In einer 1959 in Bremen vorgetragenen Rede erläutert er dies: „Erreichbar, nah und unverloren blieb inmitten der Verluste dies eine: die Sprache. Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja, trotz allem. Aber sie mußte nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten, ‚angereichert‘ von all dem. In dieser Sprache habe ich, in jenen Jahren und in den Jahren nachher, Gedichte zu schreiben versucht: um zu sprechen, um mich zu orientieren, um zu erkunden, wo ich mich befand und wohin es mit mir wollte [...]. Denn das Gedicht ist nicht zeitlos. Gewiß, es erhebt einen Unendlichkeitsanspruch, es sucht, durch die Zeit hindurchzugreifen – durch sie hindurch, nicht über sie hinweg.“<sup>46</sup> Die deutsche Sprache ist durch tausend Finsternisse hindurchgegangen, für jedes einzelne Mal, daß einem Menschen in dieser Sprache der Tod verkündet wurde. Furchtbares Verstummen, sagt der Dichter. Aber durch das Verstummen hindurch kommt sie – auch ohne Antworten – an Erfahrungen reicher zum Vorschein, mit den Narben der Verletzungen. In dieser Sprache schreibt Celan, durch die Zeit hindurch, Gedichte, um der Gemeinschaft den Zusammenhang der Dinge zu offenbaren. Bedeutsam ist, wie der Philosoph Otto Pöggeler bemerkt, daß der in Paris lebende Celan sich dabei nicht an dem französisch-jüdischen Denker Emmanuel Levinas orientiert, der ihm am nächsten steht,<sup>47</sup> sondern das Gespräch mit dem damals verfernten Martin Heidegger sucht. Für Celan war das, genau wie für die in den Vereinigten Staaten wohnhafte Hannah Arendt, selbstverständlich: Celan ist in allem ein deutscher Dichter, der die Anerkennung seiner jüdischen und orientalischen Wurzeln als Quellen auch deutscher Kultur herbeiwünscht.

Celans Lyrik ist seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts der Schauplatz eines Titanenkampfes, der zum Teil von ihm selbst mit und gegen Heidegger geführt wurde. Aus Frankreich meldeten sich Denker wie Derrida und Levinas; aus Deutschland Gadamer und Pöggeler, ausnahmslos in Hei-

<sup>44</sup> P. CELAN, *Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen*, in: DERS., *Gesammelte Werke*, Frankfurt a.M. 1983, Bd. 3, S. 186. Von seinen Gedichten sagt Celan: „Es sind die Bemühungen dessen, der, überflogen von Sternen, die Menschenwerk sind, der, zeltlos auch in diesem bisher ungeahnten Sinne und damit auf das unheimlichste im Freien, mit seinem Dasein zur Sprache geht, wirklichkeitswund und Wirklichkeit suchend.“

<sup>45</sup> P. CELAN, „Du mußt versuchen, auch den Schweigenden zu hören.“ *Briefe an Diet Kloos Barendregt. Handschrift – Edition – Kommentar*, hrsg. von P. SARS, Frankfurt a.M. 2002.

<sup>46</sup> CELAN (wie Anm. 44), S. 185 f.

<sup>47</sup> O. PÖGgeler: „Schicksal und Geschichte“. *Antigone im Spiegel der Deutungen und Gestaltungen seit Hegel und Hölderlin*, München 2004, S. 168.

deggers Denken geschulte Philosophen,<sup>48</sup> die einsehen, daß Paul Celan eine von Hölderlin und Rilke, Nietzsche und Heidegger zu wenig beachtete Wurzel der deutschen Gemeinschaft weiter bloßgelegt hat: die ‚Meridianen‘. Noch ernüchternder als in der ‚Innigkeit‘ Hölderlins, eingedenk-weltlicher als im ‚Weltinnenraum‘ Rilkes, wo die Toten noch ihren Platz haben, und umfassend-persönlicher als im ‚Geviert‘ Heideggers, den Elementen des Himmelsbogens, die dem Menschen seinen Platz und sein Schicksal zuweisen, wird in Celans ‚Meridianen‘ vernehmlich, was ‚dichterisch wohnen‘ seit dem 20. Jahrhundert bedeutet. Mithilfe seiner Sprache, sagt Celan, kann der Mensch durch Raum und Zeit hindurch Bedeutungen erfahren, sogar die innerlichste Erfahrung eines eigenen Ich mit den Worten eines weit entfernten anderen sprechenden Ich, eines Du, verbinden. Und wenn Heidegger nun sagt: „Die Sprache ist das Haus des Seins“,<sup>49</sup> so nuanciert Celan diesen Gedanken dahingehend, daß die Sprache tatsächlich das Zelt des Heimatlosen ist, daß der lebenslang Fremde in unserer Zeit sein Zelt jedoch erst aufschlagen kann, wenn jemand ihn anspricht und ihm damit Aufenthalt gewährt. Auf Celans Gedicht darüber *In der Luft* nimmt der Titel dieser Antrittsvorlesung Bezug: die Sprache, die immer und überall, hier und jetzt spricht, die Sprache, die die Länder verbrüdert. Gemeint ist die Sprache der ‚Meridianen‘, die durch Erfahrungen von sowohl ‚Freude‘ als ‚Schmerz‘ geformte, geschichtete Sprache, die zur Empathie fähig ist.

Aber wo gibt es diese Sprache? Wem gehört diese Sprache und woher kommt sie? Mit dieser Art von Fragestellung paraphrasiere ich das *Gespräch im Gebirg*,<sup>50</sup> einen von Celan verfaßten Prosatext, der ein Gespräch zwischen zwei Juden wiedergibt. In den beiden Juden kann der Leser leicht den Denker Theodor Wiesengrund Adorno und den Dichter Paul Celan erkennen. Zwei deutsche Juden also, ein Dichter und ein Denker, die durch das Hochgebirge der Sprache wandern, auf der Suche nach der Quelle, nach dem innigen Verhältnis zwischen Wort und Ding. Sie reden ununterbrochen, an der Baumgrenze vorbei und sie machen sich gegenseitig auf die letzte Vegetation aufmerksam, auf den dianthus superbus, die Prachtnelke. Sie sind voller Bewunderung über die Sprache in einem Gespräch verwickelt, das man in wesentlichen Zügen wie folgt paraphrasieren könnte:

„Aber wo ist denn die Quelle der Sprache? Nicht hier und nicht dort!“

„Bei Dir doch? Du sprichst!“

„Ja, gewiß, ich spreche; aber Du doch auch!“

<sup>48</sup> Zur Bibliographie der Sekundärliteratur über Paul Celan siehe C. BOHRER, *Paul Celan – Bibliographie*, Frankfurt a.M. 1989. Siehe ferner die Internetsite, die eine Fortsetzung der von Jerry Glenn geführten Bibliographie ist: <http://polyglot.lss.wisc.edu/german/celan/biblio/>.

<sup>49</sup> M. HEIDEGGER, *Die Sprache ist das Haus des Seins. In ihrer Behausung wohnt der Mensch*, in: DERS., *Wegmarken* (wie Anm. 43), S. 313.

<sup>50</sup> P. CELAN, *Gespräch im Gebirg* (entstanden im August 1959), in: DERS., *Gesammelte Werke* (wie Anm. 44), Bd. 3, S. 169–173. In niederländischer Übersetzung von Jan Gielkens: P. CELAN, *Gesprek in de bergen*, Utrecht 1984.



„Weiß ich, ich höre Dich, die Sprache ist *bei* mir, aber sie ist nicht von mir, diese Sprache!“  
 „Ebensowenig von mir!“  
 „Sie gehört niemandem und jedem; die Sprache ist ja zwischen uns; vor uns und hinter uns, und unter uns und über uns; die Sprache ist immer überall.“

Sie reden immer weiter. Das Gespräch selbst hält die Sprache lebend. Die Sprache nimmt die Wörter auf, sie vergißt nichts. Darum kann sie immer wieder das Gespräch anknüpfen, nicht über die Zeit hinweg, sondern durch die Geschichte hindurch.

*Der Studiengang Deutschland-Studien an der Radboud Universität Nijmegen*

In den Tagen, als ich in Todtnauberg bei Freiburg diese Antrittsvorlesung verfaßte, wurde, so lese ich in deutschen Zeitungen, in den Niederlanden nach dem Mord an Theo van Gogh in Schulen, Moscheen und Kirchen Feuer gelegt. Jahrelange Gleichgültigkeit schlägt in eine Konfrontation zwischen Welten um, die sich bis vor kurzem ignorierten. Es ist viel registriert worden und vielleicht zu wenig philosophiert. Haben wir nicht vor allem Unterschiede gemanaged und zu wenig über Toleranz nachgedacht? Wer hat nach ‚Innigkeit‘ gesucht, nach gemeinschaftsfördernden Kräften?

Es war mein Anliegen, mit diesem Vortrag zu verdeutlichen, daß man den deutschen Dichtern und Denkern wie ihren reflexiv eingestellten Landsleuten nicht gerecht wird, wenn wir ihre Kultur als abstrakte Werke des Geistes verunglimpfen. Wer sich vertieft, sieht Perspektiven und entdeckt, daß die niederländisch-deutsche Grenze anders verläuft als die deutsch-niederländische Grenze. Es liegt Asymmetrie vor! Trotz der Verwandtschaft gibt es tiefverwurzelte kulturelle Unterschiede. Sie machen uns manchmal einander fremd und erzeugen Spannung, weil sie auch verdrängte Mängel verhüllen. Dies einzugestehen ist dem niederländischen Selbstbewußtsein, und damit auch dem Handel zuträglich, der immer wieder Realitätssinn im gegenseitigen Verhältnis erfordert. Wir sollten nicht auf die Unterschiede verzichten, sondern sie hervorheben und – aus der eigenen Perspektive heraus – mit Empathie an sie herangehen. Die Entwicklung einer solchen Empathie ist Zielsetzung des Studiengangs Deutschland-Studien.

Dies gilt auch für Studenten der Universität Münster, die hier in Nijmegen einen Teil ihrer Ausbildung absolvieren. Das Interesse ist groß, die Motive sind zahlreich. Manche haben die Sprache gehört und möchten Adriaan van Dis auf Niederländisch lesen. Sie sind von den ‚indischen‘ Düften in *Nathan Sid* angetan, wo der kleine Nathan mit der ‚sapu lidi‘ im Haus herumwirbelt. Aber wenn die Münsteraner wegzuträumen drohen, werde ich sie auch auf den Roman *Familieziek* hinweisen. Darin zeigt sich, daß eben dieser repatriierte Nathan Sid in einer von ‚Indien‘ zerrissenen Familie aufgewachsen ist, in einem wenig toleranten Holland. Im flachen Polderland sollen die deutschen Studenten die mannigfachen Schichten unserer Kultur kennenlernen, die surinamische Schicht, die marokkanische

Schicht und selbstverständlich auch die Atmosphäre der urholländischen Innenräume, bei ungefärbtem Nachmittagslicht, wie sie in den Gedichten von J.C. Bloem unübersetzbar wiedergegeben wird, ebenso wie das Violett und der Tod bei Gerard Reve oder die zahnlose Zeit bei A.F.Th van der Heijden, ohne den holländischen Kontext, unübertragbar bleiben.

John Meurders, Erika Poettgens und ich arbeiten an einem neuen Studiengang für Deutschland-Studien. Wir arbeiten zusammen mit Professor Giel van Gemert und seiner Dozentenschaft Deutsch und mit Professor Friso Wielenga, dem Direktor des Zentrums für Niederlande-Studien in Münster. Deutschland-Studien untersucht aus der vergleichenden und kontrastiven Perspektive die deutsch-niederländischen Beziehungen auf kulturellem, sozial-historischem, und politisch-wirtschaftlichem Gebiet. Wir leisten damit unseren Beitrag, der in anderen Fakultäten, etwa bei den Professoren Peter Tak und Thomas Mertens im Rechtsvergleich oder bei Professor Bob Lieshout in der Politikwissenschaft erweitert wird. In der akademischen Gemeinschaft als *universitas magistrorum et scholarium*, die sich gemeinsam dem *studium generale* widmen, können somit Studenten zu Akademikern mit kritischem Sinn und Verantwortungsbewußtsein ausgebildet werden.